

93. Zu den Edelsteinen nach Ceylon
Von Hugo Miller, Augsburg

Warum ich nach Ceylon flog, brauche ich sicherlich nicht begründen. Ich könnte es auch nicht mit einer kurzen Antwort sagen. Ein wesentlicher Grund waren Edelsteine von Ceylon, die mir mein Beruf als Goldschmied immer wieder in die Hände spielt. Dann, tropische Natur in üppiger Fülle zu erleben, war lange schon mein Wunsch. So lange ich auch von einer solchen Fahrt träumte, so kurz war der Flug dorthin. Es ging schneller, als ich es begreifen konnte.

Was ich alles erlebte, war erheblich mehr, als ich mir vorher erträumte, ich kam mit dem schauen und auch mit dem schwitzen nicht mehr mit.

Am Südfusse des Adams Peak (2240 m), einem Berge (der vierthöchste Ceylons), der Buddhisten, Christen, Moslems und Hindus gleich heilig ist, bin ich mitten unter Edelsteinen. Jetzt sehe ich, wie sie in reichem Masse gewonnen werden, sehr viel einfacher, als ich mir vorgestellt hatte, ein wirkliches Geschenk der Götter.

Ceylon ist uraltes Land und besteht zum grossen Teile aus den ältesten Gesteinen der Erdkruste, die zum Präkambrium gehören. Unter den Schätzen, die es birgt, bringt Graphit den höchsten Ertrag, gefolgt von Monazitsanden mit Titanerz, Rutil und Zirkon. Bekannter, so meine ich, sind die Edelsteine, die im Gebiet von Ratnapura gefunden werden, im Schwemmland und in Flussbetten: Saphire, Rubine, Goldberylle und Aquamarine; dann Halbedelsteine: Topase, Spinelle, Granate, Zirkone, Turmaline und Mundsteine.

Die Edelsteine werden heute noch auf dieselbe einfache Weise gewonnen, wie seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden: Mehrere Männer haben in einen Fluss mit Astwerk einen Querriegel eingebaut, wie sonst zum Fischfang. Dann stochern sie mit langen Stangen im Untergrund und wühlen den Boden auf (Bild 1). Der feine Schlamm schwimmt als trübe Brühe davon, die schwereren Steine werden in einen halbrunden Korb geschöpft und gleich an Ort und Stelle weiter ausgewaschen (Bild 2). Aus dem, was im Korb verbleibt, liest ein Mann am Ufer alles heraus, was nach Edelstein aussieht: es sind vom



Bild 1

Aufn.: Hugo Miller

Fluss abgerollte unansehnliche Kiesel, denen nur ein Kenner das Edle ansieht.

Ich folge diesen Kieseln zur nächsten Auslese, in der bestimmt wird, was zum schleifen kommt. In einer einfachen Hütte verfolge ich die drei Arbeitsgänge, das Grobschleifen, das Feinschleifen und das Polieren.

Ein Mann bewegt mit einem Drillbogen eine runde Scheibe hin und her, an die er den Stein andrückt (Bild 3). Er macht beide Arbeiten allein: Scheibe drehen und Stein schleifen - keine Hilfskraft, kein Fussantrieb, kein Wasserrad, kein Motor - wie in den Anfängen der Technik. Erst beim feinschleifen hilft ein zweiter Mann, der die Schleifscheibe dreht. Es sieht so einfach aus. Es kommt allein auf das Geschick und Fingerspitzengefühl an, unter dem aus dem Rollkiesel der herrlich funkelnde und leuchtende geschliffene Stein wird, der zu allen Zeiten die Menschen so sehr beeindruckt und erfreut hat. Gesammeltes

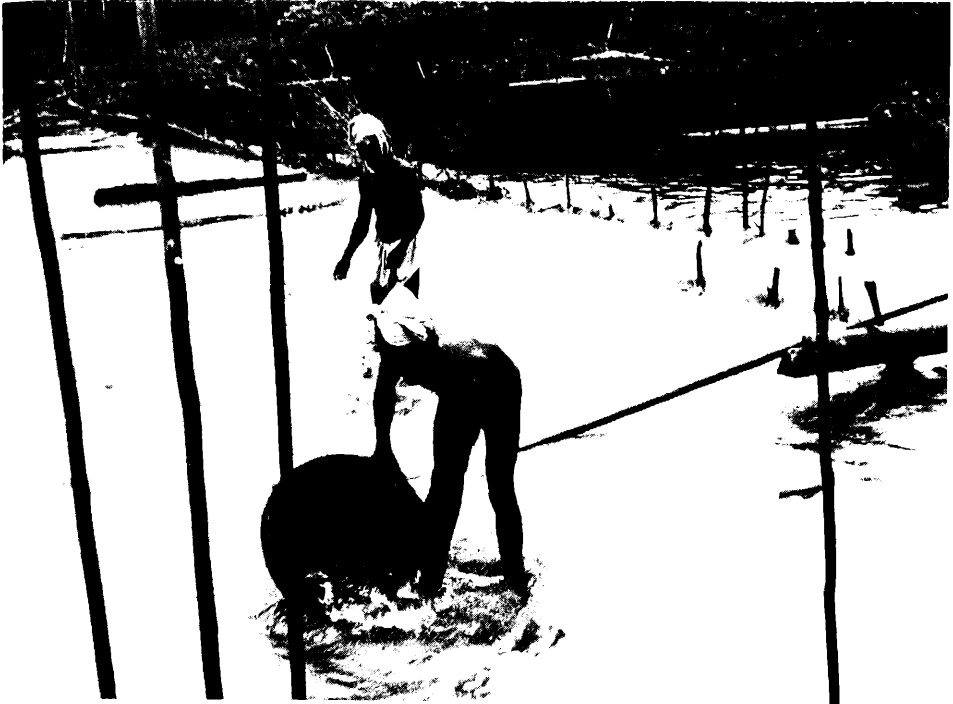


Bild 2

Aufn.: Frau Jonathal

und vielfach gebrochenes Licht strahlt jetzt in bunten Farben: Spinell und Granat, die einfach brechenden, zeigen in jeder Blickrichtung die gleiche Farbe, alle anderen, die doppelt brechenden, leuchten in verschiedenen Farben, je nachdem man hinsieht.

Die Edelsteinernte aus den Flüssen ist nur bei Niedrigwasser möglich. In den Regenzeiten spendet der Heilige Berg neue Steine, die von den Wassermassen herabgespült werden und die Flussbetten wieder auffüllen. In dieser Zeit schürften die Ceylonesen in alten Flussablagerungen an Land. Sie graben bis zu 15 m tiefe Schächte, bauen eine Seilwinde und ein Dach darüber (Bild 4). Ein Mann steigt hinunter, füllt unten einen Korb mit Erde und lässt ihn hinaufziehen. Das Auswaschen und Auslesen geht auf die gewohnte Weise vor sich. Es wird wohl kaum einen einfacheren und älteren Bergwerksbetrieb geben.

Ich habe schon viele Edelsteine gesehen und bewundert, aber so überraschend herrlich sind sie mir noch nie erschienen, wie hier in Cey-



Bild 3

Aufn.: Frau Jonathal

lon, wo der letzte der Schleifer den Stein andachtsvoll aus der Hand legt. Sie sind dankbar gegen ihre Götter, die ihnen das Rohmaterial anvertrauen, dem sie zur Vollkommenheit verhelfen. Auch wir schauen nun den Adams Peak, den Heiligen Berg mit anderen Augen an (Bild 5).

Es war Vollmondzeit (27.2.64), für die Buddhisten besonders heilig. Viele wallfahren um diese Zeit zum Gipfel des Berges. Meine Gastgeber haben mich eingeladen, auch mitzukommen; sie haben meinen eigenen Wunsch getroffen.

Wir waren fünf, Frau Elster, Frau Jonathal und ich, ein Führer und ein Träger. Es war ein heisser, schwüler Tag. Ab und zu sah man den Gipfel des Adams Peak aus den Wolken schauen. Ein Tropengewitter brach über Ratnapura herein. Es war 16 Uhr. Um 17 Uhr holte uns Herr Marapana mit dem Auto ab. Es regnete immer noch. Etwa dreissig Minuten fahren wir in Richtung Adams Peak. Immer höher kamen wir ins Bergland. Mit einem Mal hörte die Strasse auf; wir waren am Ausgangs-



Bild 4

Aufn.: Hugo Miller

punkt für die Besteigung. Viele buddhistische Pilger waren bereits hier. Sie kamen von weit her mit Omnibussen. Es regnete, es war arg schwül. Immer wieder schauten wir nach oben. Aber die Wolken wollten nicht weichen. Wir warteten in einer kleinen Unterkunftshütte, wo es Tee, Obst und ein paar Kleinigkeiten zu essen gab. Es hielt uns nicht lange, denn der Weg vor uns war weit und beschwerlich, so sagte uns Herr Marapana. Er selbst wollte nicht mitkommen; er meinte, es sei für ihn viel zu anstrengend. Frau Elster und ich zogen Regenhäute über, Frau Jonathal wurde von unserem Führer an die Seite unter dessen Regenschirm genommen, unser Boy ging als letzter. Mittlerweile war es Nacht geworden. Wir kamen an einem kleinen Bergdorf vorbei. Viele Menschen standen hier, meist Pilger, die an den buddhistischen Heiligtümern, die fast in jeder Hütte waren, beteten und das Fest des Vollmondes feierten. Aber leider war kein Mond zu sehen. Nur das monotone Rauschen des Regens war zu hören. Und so stiegen wir Schritt für Schritt dem Berg entgegen. Die ersten hundert Meter sah es so aus, als ob Stufen in den Berg geschlagen wären. Nach etwa



Bild 5

Aufn.: Frau Edith Elster

einer halben Stunde Aufstieg kamen wir an die erste Rasthütte. Sie war bereits mit Pilgern überfüllt. Wir stapften weiter, wir wollten voran kommen. Mit dem Regen hatten wir uns abgefunden, einen trockenen Faden hatten wir schon lange nicht mehr am Leib, wir waren unter der Regenhaut in Schweiss gebadet, so nass, wie die anderen durch den Regen. Nach vielleicht eineinhalb Stunden mussten wir in einer kleinen Rasthütte eine Pause einlegen, es ging gleich wieder besser. Dann zwangen die Blutegel wieder zur Unterbrechung, die sich an den Beinen festgesaugt hatten. Sie brennen und stechen ganz ordentlich und sind gar nicht so leicht bereit, sich weggreissen zu lassen. Allmählich wurde der Pfad schmaler. Zu beiden Seiten war dichter Dschungel. Zweimal hörten wir in der Ferne einen Leopard brüllen. Aber wir dachten an keine Gefahr und hofften nur, dass wir bald zu unserem Nachtlager kämen. Es regnete und regnete. Nach vier Stunden machten wir an der nächsten Unterkunftshütte eine grössere Rast. So alle ein bis zwei Kilometer standen entlang des Pfades kleine einfache Rasthütten. Es war jetzt 22 Uhr. Wir verspürten alle etwas Hun-

ger und Durst. Die Hütte war ungefähr fünf mal sechs Meter gross. Teilweise lagen die Pilger in tiefem Schlaf auf ihren Strohmatte, die sie sich alle selbst mitbringen. Einige sassen um ein kleines Feuer und verzehrten ihr karges Essen. In einer Ecke sass ein Mann mit seiner Frau. Er blies auf einer Flöte ein wehmütiges Lied. Die Frau hatte ihr kleines Kind dabei und wiegte es in den Schlaf. Wir wurden überrascht angeschaut. Aber im Grossen und Ganzen kümmerten sie sich wenig um uns. Gleich am Eingang der Hütte war eine Art Verkaufsstand mit einer primitiven Feuerstelle. Man konnte sich Tee oder Kaffee machen lassen, wenn auch nur in einer Konservendose. Wir zogen den guten Ceylon-Tee vor. Er erfrischte uns spürbar. Unser Boy versuchte am Feuer etwas von unserer Kleidung trocken zu kriegen, er hatte so gut wie keinen Erfolg. Kaum etwas weniger nass wie vorher trotteten wir in der Dunkelheit weiter. Unser Führer meinte, nach etwa zwei Stunden könnten wir eine grössere Rast von vier Stunden einlegen. Wir patschten weiter im Regen; der Pfad war ein kleiner Bach geworden und wir wateten manchmal knöcheltief durch Wasser. Ich ging jetzt voraus. Plötzlich lichtete sich der Dschungel und im fahlen Licht sahen wir ein kleines Felsplateau, das aber ein einziger Wasserfall war. Wir mussten auf den glitschigen Steinen arg aufpassen; mit den Füssen tasteten wir nach dem Pfad, mit den Händen suchten wir an Zweigen Halt. Gott sei Dank stand oberhalb dieses Felsens eine kleine Rasthütte und so konnte man im fahlen Lichtschein einer Petroleumfunsel den jetzt ungemütlichen Pfad erkennen. Nun, wir kamen alle gut über diese schwierige Stelle hinweg. Wir rasteten nur wenige Minuten in dieser Hütte, wir waren schon recht müde. Die Einheimischen schauten uns mit fragenden Mienen an, als wir uns hinsetzten. Stumm rückten sie etwas beiseite und machten Platz. Frauen, Männer und Kinder. Im Trockenen merkten wir erst, wie wir vor Nässe tropften, draussen beachteten wir das schon lange nicht mehr. Es war 11 Uhr. Mit einem Mal konnten wir, als Schattenriss, den Gipfel des Adamspeaks erkennen. Und doch, wie weit entfernt kam er uns noch vor. Da sollten wir noch hinauf! In diese Gedanken drängte sich von hinten der Ruf, halten! Unser Führer, der den Beschluss machte, war auf einem Felsen ausgerutscht und gefallen und hatte sich dabei am Arm verletzt. Er blutete stark. Frau Elster hatte eine kleine Apotheke dabei; auch eine Taschenlampe hatte sich in der Nässe noch gehalten. So konnten wir den Schaden rasch beheben. Kurz darauf standen wir vor einem reissenden Wildbach; eine wippende, schwankende Hängebrücke führte hinüber. Unser Führer sprach uns Mut zu und meinte, in ei-

ner viertel Stunde sind wir auf einem Hochplateau, wo wir eine für uns reservierte Unterkunftshütte finden. Das spornte uns wieder an. Dann war es soweit. Vor uns lichtete sich der Dschungel und wir sahen ein grosses Plateau. Auf ihm standen viele Hütten; es sah aus wie ein Dorf. Es war das letzte Hochlager vor dem Gipfel. Knapp vor Mitternacht erreichten wir die Hütte. Hier oben war es auch kühler, es hatte nur 15^o und wir fröstelten. Man konnte in alle Hütten sehen. Die meisten Menschen schliefen. Einige standen herum und schwatzen oder vertrieben sich die Zeit mit irgend einem Spiel. Endlich waren wir an unserer Hütte angekommen. Sie war verschlossen. Unser Führer klopfte an die Tür, es war die einzige Hütte, die Tür und Fenster hatte. Eine Zeitlang rührte sich nichts, dann schlürften Schritte. Eine Stimme fragte, was wir wollten. Unser Führer sagte ihm, dass diese Hütte für uns bereit gestellt sei. Aber der Mann sagte, er wisse von nichts und verwies uns etwa 500 m weiter in eine andere Hütte, da sei dann der Boss, der müsste Bescheid wissen. Nun trotteten wir noch mals weiter. Es war ein Polizeiposten. Er gab uns einen Schlüssel und wir konnten wieder zurück. Die Hütte war nun leer; die Leute, die uns vorher an den Posten verwiesen hatten, waren inzwischen verduftet. Sie waren durch das Fenster eingestiegen und machten sich auf demselben Weg wieder davon. Wir waren froh, dass wir endlich ein Dach über dem Kopfe hatten. Mehr war es nicht, denn die Hütte bestand aus fast leeren Räumen. In einem stand eine Art Bett und auf einem Regal standen Flaschen mit Arzneien. Es sollte wohl die Apotheke oder ein Sanitätsraum sein. Wenn man sich auf das Bett setzte, juckte es einen am ganzen Körper, also Flöhe! Aber, was machte das. Wir waren froh, einen trockenen Raum zu haben. Es war kühl. Unser Boy wollte Holz holen; das war aussichtslos, wo alles vor Nässe tropfte. Uns blieb nichts anderes übrig, als einiges Inventar, ein altes Regal und eine Kiste zu Kleinholz zu machen. Wir brauchten ein Feuer, um uns zu wärmen und Kleider zu trocknen. Am Boden hatten wir ein paar Scheite gestapelt und bald brannte es munter; es verbreitete sich ein mollige Wärme. Wir hockten alle nahe am Feuer; eine Tropennacht in 2000 m Höhe ist recht kalt. Jedes hielt ein Kleidungsstück über das Feuer. Es war eine lustige Runde, nur noch mit dem notdürftigsten bekleidet. An Schlaf war nicht zu denken. Als draussen der Regen nachliess, hob sich die Stimmung weiter. Wir schöpften neue Hoffnung, doch noch trocken auf den Gipfel zu kommen. Jetzt hatten wir auch Zeit etwas zu essen. Wir hatten Brot, Dosenfleisch und Bananen dabei. Ich machte es mir gerade etwas bequemer, ich sass auf dem Bo-

den neben dem Feuer, das allmählich immer kleiner wurde, denn unser Holzvorrat ging zur Neige. Plötzlich sah ich etwa einen Meter vor mir an einem Balken in der Hütte eine riesige Spinne, die wohl durch den Rauch aus ihrem Schlupfwinkel gekrochen war, dann noch eine zweite. Diese Spinnen sollen sehr gefährlich sein. Alle sind jetzt hellwach; eine aufregende Jagd beginnt. Mit einer Art Besen werden insgesamt vier Spinnen ins Freie befördert.

Allmählich wurde es Zeit wieder aufzubrechen. Es war gerade vier Uhr morgens. Wichtig war, dass unsere Kleider einigermaßen trocken waren. Der steile Hauptgipfel lag vor uns im fahlen Licht des frühen Morgens. Es hatte aufgehört zu regnen. Aber es war sehr stark bewölkt. Frau Elster hatte eine kleine Magenverstimmung; sie war ziemlich erschöpft. Wir waren alle ziemlich fertig, wir hatten ja keine Minute geschlafen. Nach einer Stunde Aufstieg dachten wir schon, wir schaffen es nicht mehr. Ich musste immer wieder die beiden Frauen bewundern. Trotz schwerer Anstrengungen wollten sie den Berg bezwingen und sie bezwangen ihn. Der Gipfel lag jetzt greifbar nahe. Endlich, nach zwei langen Stunden standen wir reichlich mitgenommen, aber glücklich auf dem Gipfel des Heiligen Berges von Ceylon, dem Adams Peak. Viele Pilger waren schon oben. Es herrschte ein starkes Gedränge. Alles wartete auf das Schauspiel des Sonnenaufganges. Um 6.45 Uhr sollte sie kommen. Ein Goldstreifen dehnte sich am Horizont. Mehr nicht. Es war zu stark bewölkt.

Bald hatte es sich herumgesprochen, dass drei Europäer hier heroben sind und der Erste Priester, ein buddhistischer Mönch, liess es sich nicht nehmen, uns alles zu zeigen, was auf dem Gipfel des Berges alles an Heiligtümern zu sehen ist. Ab und zu hörten wir eine Glocke schlagen, wir hörten sie schon, als wir noch eine Stunde von dem Gipfel entfernt waren. Bald erfuhren wir den Sinn dieser Glocke: Jeder Pilger, der auf den Gipfel des Heiligen Berges kommt, darf einmal die Glocke läuten. Vor mir stand ein Mann, der läutete elf mal, demnach war er zum elften mal hier oben. Frau Elster, Frau Jonathal und ich schlugen einmal an die Glocke. Unser Führer läutete drei mal und unser Träger zwei mal. Nun wurden wir von einem Mönch an das grösste Heiligtum hingeführt: Wir sahen einen Abdruck vom Fusse Buddhas. Wir gaben eine kleine Spende und ein Priester drückte uns den gelben Punkt auf die Stirn, eine hohe Auszeichnung für die Verehrung Buddhas. Immer wieder hörten wir Lobgesänge der Pilger, die in Gruppen und einzeln herauf und hinunter gingen, Lobgesänge für Buddha.

Pilger, die nach oben gehen, werden von Herabkommenden mit einem lauten Gebet aufgemuntert, für sie wird Beistand erfleht, dass sie heil auf dem Heiligen Berg ankommen. Oberste Pflicht war es, wenn man an das Heiligtum ging, die Schuhe auszuziehen. Die Einheimischen laufen barfuss. Sie hatten alle Fusssohlen wie Leder. Wir nicht.

Man hatte eine wundervolle Sicht nach allen Seiten. Ganz in der Ferne, im Westen, sahen wir die Lichter von Colombo; und als es Tag wurde, sahen wir unter uns eine phantastisch schöne und wilde Landschaft. Ringsum Berge und Hügel in eigenartigen Formen, alle mit Wald. Unberührte Wildnis.

Gegen halb acht Uhr brachen wir zum Rückweg auf. Wir waren glücklich, den Heiligen Berg bestiegen und unseren Dank abgestattet zu haben. Frohen Mutes ging es nach unten. Immer wieder begegneten uns Pilger, aber diesmal waren wir die Glück-wünschenden. Es ging wieder durch Dschungel, es wurde spürbar wärmer, die erste Hälfte des Wegs ging es ganz gut. Aber bald mussten wir öfters eine Pause einlegen. Die Füße schmerzten. Frau Elster und Frau Jonathal hatten nur leichte Tennisschuhe an, ich amerikanische Militärschuhe. Diese waren für den Aufstieg sehr gut, aber bergab schnitten mir die hohen Schäfte ins Fleisch und meine Füße schwellen an. Schlimmer war es bei den Frauen; auch ihre Füße schwellen an, sie konnten die Zehen kaum mehr bewegen. Unser Führer und Träger nahmen den Frauen noch etwas Gepäck ab. Ich hatte meinen kleinen Rucksack. Die feuchte Hitze begann jetzt unerträglich zu werden. Immer grössere Pausen mussten wir einlegen und dann ging es nicht mehr weiter, ich konnte mit meinen Schuhen nicht mehr weiter laufen, ich ging jetzt barfuss. Es war besser, trotzdem schwellen die Füße weiter an. Die Frauen waren am verzweifeln. Sie glaubten, es ginge nicht mehr weiter, und doch gaben sie nicht auf. Auch der Durst plagte uns und der Weg nahm kein Ende. Weiter steil bergab. Bei Frau Elster lösten sich die Zehennägel, sie hatte arge Schmerzen. Ab und zu konnten wir noch ein Trostwort finden, einen kleinen Scherz - es war Galgenhumor. Dann endlich, nach langem Weg in tropischer Hitze, etwa 14 Uhr, erreichten wir reichlich erschöpft unseren Ausgangspunkt, wo uns die Herrn Marapana und Doktor Elster erwarteten. Wir waren froh, diese Wallfahrt zum Heiligen Berg der Buddhisten glücklich überstanden zu haben, zum Berg der Edelsteine, der den Menschen so freigiebig von seinen Schätzen schenkt. Es war ein Erlebnis, an das wir uns gerne ein Leben lang erinnern werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bericht der Naturforschenden Gesellschaft Augsburg](#)

Jahr/Year: 1964

Band/Volume: [017_1964](#)

Autor(en)/Author(s): Miller Hugo

Artikel/Article: [Zu den Edelsteinen nach Ceylon. 79-88](#)